

## Fremd und doch so nah...

Riccardo Muti dirigiert. Ich liege im Gras, rund um mich herum Menschen, eine Familie neben mir, deren kleine Tochter nach kurzer Rückversicherung wagt, immer wieder über mich hinweg zu springen. Ihr Körper bewegt sich im Takt der Musik, Vivaldis Vier Jahreszeiten. Sie strahlt und lacht. Wir sind im Milleniumpark Chicagos, einem Ort, der jedem Menschen offen steht. Viele Menschen stehen nahe der Bühne, um Muti und das Orchester zu sehen. Die meisten aber sitzen picknickend auf der Erde. Zu Beginn noch leise plaudernd, Neuigkeiten austauschend, dann hörend. Ein Hauch von Leichtigkeit und Spätsommer liegt in der Luft. Phantastisch, denke ich. Da gibt es Hochkultur frei für alle – auch für Kinder, die alles erleben dürfen ohne still sitzen zu müssen. Perfekt.

Und doch ist da ein Wehrmutstropfen, denn die Rassentrennung scheint noch immer einer stillen Verabredung gleich selbstverständlich. So wie wir in den Kirchengemeinden dieser Stadt nur entweder farbig oder weiß getroffen haben, so wie im Jazz-Club nur Weiße saßen und die Kollegin auf unsere Frage hin meinte, die Schwarzen gingen in andere Clubs, so wie in den Geschäften und Restaurants die Menschen weiß oder farbig waren, so sind in diesem Park fast nur Weiße zu sehen. Es scheint, dass die Milieugrenzen, die wir in Deutschland ja auch kennen, in diesem Land Farben tragen. Eine Kollegin sagte, sie fürchte, dass wir in dieser Stadt vielleicht unsere Zukunft sehen könnten. Eine Zukunft, in der jene, die neu dazukommen, nicht in die Teilhabe unserer Gesellschaft hineinfließen. So wie die Farbigen, die vor hundert Jahren in diese Stadt kamen, bis heute in ihren von Armut geprägten Stadtteilen verblieben sind. Eine Zukunft, die ins Gegeneinander, statt in ein Miteinander ihrer verschiedenen Glieder führt.

Fremd und doch ganz nah, denke ich. Denn auch wenn es bei uns keine Jahrhunderte lang währende Rassentrennung gegeben hat, so erleben wir doch gerade in diesen Tagen an uns selbst, wie groß die innere Distanz zum Fremden oder auch nur Andersartigen sein kann. Vielleicht essen wir gerne chinesisch, italienisch oder türkisch, aber gemeinsam mit den Köchen essen wir dann doch eher ungern an einem Tisch.

Von Jesus wird anderes erzählt. Er handelte ohne Ansehen der Person. Da wurde dem Hauptmann ebenso geholfen wie dem Zöllner, der Frau ebenso wie dem Kind, dem Lahmen und Blinden wie dem Aussätzigen – und der verachtete Samariter aus der Nachbarregion wurde gar zum Vorbild. Jesus scheute keinen Menschen, sondern brachte sie im Gegenteil miteinander an den Tisch. Ich denke, dass Jesus die Menschen so sah, wie sie im besten Falle sein könnten – und dass er sie gerade dadurch veränderte.

Es ist die Grundhaltung, in der wir einander begegnen, die die Welt verändern kann. Nicht Gleichheit ist das Ziel, sondern das Aushalten der Verschiedenheit auf Augenhöhe und die ehrliche Suche nach den jeweiligen Stärken des Anderen.